

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum

Herausgeber: Benediktiner von Mariastein

Band: 54 (1977)

Heft: 7

Artikel: Annäherung der Kirchen durch bessere gegenseitige Kenntnis

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1030819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Annäherung der Kirchen durch bessere gegenseitige Kenntnis

Vorbemerkung der Redaktion: Nachstehender Aufsatz bildet den Abschluss einer längeren Abhandlung, die Metropolit Emilianos Timiadis, Vertreter des Patriarchen von Konstantinopel beim ökumenischen Rat in Genf, in der Zeitschrift «Der christliche Osten» (Jahrgang XXXI, 1976) veröffentlicht hat. Er bedauert mit Recht, dass die katholische Kirche den ökumenischen Dialog zu einseitig mit den Kirchen der Reformation führt, und ist der Meinung, durch das Gespräch mit der Orthodoxie würde sie ihre eigene Katholizität umfassender und gründlicher wieder entdecken.

In dieser Zeit der Identitätskrise, in der man die Kirche als Institution, so wie sie auf uns überkommen ist, angreift, legen sich viele Menschen die Frage vor, welche Art von Kirche Europa sich für die Zukunft vorstellt. Dabei versucht jeder, ein Bild nach seinem eigenen Geschmack und nach seinen eigenen Vorstellungen zu entwerfen. Viele Menschen sind von der Autorität der Kirche, von ihren Sakramenten nicht mehr überzeugt und fordern das Wort, die Heilige Schrift als einzige Grundlage ihres Seins, wobei sie sie interpretieren, wie es ihnen selbst gefällt.

Dabei ist das Gesicht, das die Kirche haben soll, unmissverständlich in der Apostelgeschichte beschrieben. Die Kirche ist die «sichtbare Gemeinschaft Gottes», die Kirche der Heiligen, die hierarchisch aufgebaut ist und deutlich zwischen dem Volk und den Priestern unterscheidet. Neben den Charismen, die der Heilige Geist bewirkt, gibt es die Autorität der Apostel und der Priester. Diese Kirche, in der sich die Charismen in der von den Ältesten bewahrten guten Ordnung entfalten, wird von der Liebe zueinander beherrscht, denn sie ist die Kirche Christi, der sie geliebt hat und der sich hingegeben hat, um sie zu etwas Heiligem zu machen. Um dem spirituellen Element einen immer umfassenderen Raum zu lassen, hat Christus als Grundlage die Mysterien, die Eucharistie, die *raison d'être* der Synaxe, der Sammlung dieser Gemeinschaft = ekklesia hinterlassen. Die Kirche ist das Sakrament des Heils, «das Haus Gottes, die Säule und Stütze der Wahrheit», die die Aufgabe hat, der Welt das grosse Mysterium der Frömmigkeit, der Ankunft des Sohnes im Fleische (1 Tim 3, 16) zu verkünden. Diese Kirche ist in einer lebendigen, ungebrochenen Tradition auf uns überkommen. Diese Kontinuität ist es, von der die Bemühungen all jener ausgehen müssen, die die Kirche reformieren wollen, um ihr dazu zu verhelfen, dass sie ihren Auftrag in einer Welt in Verwirrung erfüllen kann. Die Kontinuität beruht nicht nur auf dem Evangelium, sondern auch auf der unauflöslich engen, sakramentalen Verbindung eines Gottes, der Mensch geworden ist mit seinem Leib, seinem Volk, und der stets auf

mystische Weise mit ihm verbunden ist. Diese enge Verbundenheit wird am Ende des ersten Jahrhunderts in Kleinasien offensichtlich, heisst es doch in einem Brief, den Ignatius im Jahre 105 an die Christen von Smyrna schrieb: «Jene Eucharistiefeier gelte als zuverlässig, die unter dem Bischof oder einem von ihm Beauftragten stattfindet. Wo der Bischof erscheint, dort soll die Gemeinde sein, wie da, wo Jesus Christus ist, die katholische Kirche ist.» (Ignatius: An die Smyrnäer, 8, 1—2.)

Heute und in Zukunft steht Europa vor der Aufgabe, die Verbindungen zwischen seinen Kirchen enger zu gestalten und die einzelnen theologischen Anschauungen mit jener Konzeption, die uns über Jahrhunderte ohne inneren Bruch übermittelt wurde, zu vergleichen und sich mit ihr auseinanderzusetzen. Wir müssen unseren Horizont erweitern, von einem Dialog, der sich lediglich zwischen zwei oder drei westlichen, aus derselben Familie hervorgegangenen Kirchen vollzieht, abgehen und anfangen, jenen anderen grossen Gesprächspartner, die orthodoxe Welt, in das Gespräch miteinzubeziehen. Eine derartige Ausweitung verschafft uns einen neuen Blickwinkel, verleiht dem Gespräch eine neue Bedeutung und hilft der katholischen und reformierten Theologie, einen jahrhundertealten Gegensatz zu überwinden. Darüber hinaus bedeutet die Tatsache, dass mit ihr eine lebendigere Spiritualität, ein verstärktes Gefühl für das Mysterium, eine ekklesiologische Konzeption, die jener *koinonia ton ekklesion*, jener *communio sanctorum* so nahe ist, vermittelt werden, eine grosse Bereicherung.

Die Wappen der sog. Gründer des Klosters Beinwil

P. Lukas Schenker

Das Verwenden von Wappen nimmt seinen Ursprung im mittelalterlichen Ritterwesen. Die Kriegsparteien waren zwar schon immer an ihren Feldzeichen erkennbar. Als aber die Ritter durch ihre weitgehende Panzerung unkenntlich waren, sahen sie sich genötigt, Helmzier und Fahne, besonders aber ihren Schild mit farbigen Zeichen zu versehen. Diese mit Farbe und Zeichen ausgestatteten Schilder wurden hernach auch von anderen Adeligen weltlichen und geistlichen Standes als ihr persönliches Abzeichen übernommen. Im 13. Jahrhundert fingen auch Bistümer und Abteien an, sich ein Wappen zuzulegen.

Für das Kloster Beinwil kennen wir erst aus sehr später Zeit ein Wappen, wobei jedoch zu beachten ist, dass sich vom mittelalterlichen Beinwil eigentlich wenig erhalten hat. Feuersbrünste, Kriegsereignisse und andere schwere Schicksals-schläge haben vieles zerstört. Aus dem Jahre 1594 stammt das älteste uns bekannte Klosterwappen: die Wappentafel am Spiess-Haus in Beinwil. Es ist ein sog. redendes Wappen: zwei schräg gestellte parallele Knochen. Man leitete somit den Namen Beinwil von «Bein, Gebein» ab und setzte dieses etwas düstere Zeichen in den Wappenschild. Dieses Klosterwappen finden wir in der Folgezeit auf Siegeln, Wappensteinen, auf Medaillons, an Kelchen usw.